

Esther Braunwarth: Interkulturelle Kooperation in Deutschland am Beispiel der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. München: Herbert Utz Verlag 2011. 318 S., 49,00 €.

(Auch online verfügbar: <http://tobias-lib.uni-tuebingen.de/volltexte/2010/4500/pdf/DissertationBraunwarth.pdf>)

In der 2009 bei Dr. Günter Kehrer an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Tübingen vorgelegten Dissertation geht Esther Braunwarth in 13 Kapiteln der Frage nach, „ob es bereits möglich ist, dass Menschen verschiedener Religionen, auch missionierender Religionen, kooperieren, ohne dass kulturelle Konkurrenz entsteht“ (S. 13). Am Beispiel der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit e. V. (GcjZ) und deren Dachverband, dem Deutschen Koordinierungsrat (DKR), die Braunwarth als Beispiele interkultureller Kommunikation begreift, versucht die Autorin, Aussagen über notwendige und wünschenswerte Kommunikations- und Interaktionsformen in der Begegnung zwischen Menschen unterschiedlicher Religionsgemeinschaften zu treffen. Die Arbeit fragt nach der Basis und den in Interaktion ausgehandelten Regeln für jüdisch-christliche Zusammenarbeit angesichts der Anforderungen der Moderne und zugleich nach gruppenspezifischen Bedingungen der Prozesse in den regionalen Gesellschaften. Braunwarth behandelt

die GcjZ als interkulturelle Phänomene, weil es in ihnen um konkrete – projektbezogene – Zusammenarbeit gehe, hinter die die Diskussion theologischer Grundsatzfragen – die Braunwarth dem interreligiösen Dialog zuordnet – zurücktrete.

Eine Explikation des zugrundeliegenden Kulturbegriffs kann in der Lektüre schmerzhaft vermisst werden. Im Dialogischen Prinzip Martin Bubers verortet die Autorin den theoretischen Hintergrund ihrer Arbeit. Sie stellt Bubers Denken von Wahrheit im Plural dem christlichen Wahrheitsanspruch entgegen und findet in der Arbeit der GcjZ diesen Konflikt wieder. Die Darstellung und Durchdringung des Buber'schen Ansatzes verbleibt streiflichtartig und hinterlässt beim Lesenden eine unangenehme Ratlosigkeit.

Zur Bearbeitung der Forschungsfragen geht die Autorin den Weg einer sehr fleißigen Sammlung und Dokumentation der Geschichte dreier Vereine. Sie beschreibt die Gründungsgeschichte und Entwicklung der beiden ältesten GcjZ in München und Stuttgart und beschreibt zudem die Gründung des Vereins in Freiburg als „Sonderweg“, weil hier die Initiative auf „eine bereits im Dritten Reich für die Juden engagierte Einzelperson“ (S. 67), Dr. Gertrud Luckner, und nicht auf „die Initiative der Amerikaner“ (S. 67) zurück geht. Sie schreibt so eine (exemplarische) Chronik der GcjZ und des DKR, dessen Akteuren und Daten im Kapitel 6 viel Raum gegeben wird. Die Projekte, Sprachformen und Themen der Arbeit der Gesellschaften in Deutschland von 1948 bis in die Gegenwart stehen im Mittelpunkt der akribischen Dokumentation.

Über diese „religionsgeschichtliche“ Zugangsweise will eine religionssoziologische Analyse der Kommunikationsmuster der Menschen in diesen Vereinen in bewusster Anlehnung an den amerikanischen Pragmatismus (George Herbert Mead) geleistet werden. In den Blick kommen dabei die Identitätskonstruktionen jüdischer und christlicher Akteure.

Durch die teilnehmende Beobachtung von Diskussionen und Konferenzen von GcjZ, qualitative Interviews und Netzwerkanalysen der verantwortlichen Akteure der Ortsvereine geht die Arbeit den Veränderungen und den Bedingungen der interkulturellen Kommunikation in den GcjZ nach. So finden sich z. B. Kurzbiographien zu Verantwortungsträgern der Entstehungszeit der GcjZ München, aber auch Anekdoten, Interviewsequenzen und Einzelaussagen von Mitgliedern und Außenstehenden. Die Analyse des reichhaltigen Datenmaterials überrascht immer wieder mit assoziativen Verlinkungen und nicht selbstverständlichen Schlussfolgerungen, etwa wenn die Nachhaltigkeit

der Veranstaltungen im Rahmen der „Woche der Brüderlichkeit“ folgendermaßen bewertet wird:

„Wenn die Woche der Brüderlichkeit vorbei ist und jeder wieder zu seiner Arbeit geht, wird es deutlich, dass man eine Zeit lang einer Gesellschaft in der Gesellschaft angehört hat. [...] Wer die Woche der Brüderlichkeit besucht, ist entweder bereits vorher von der Gleichwertigkeit der verschiedenen Menschen aller Kulturen überzeugt [...]. Diejenigen aber, die Rassenhass und Vorurteile in sich tragen, besuchen nicht die Woche der Brüderlichkeit und schauen sie auch nicht im Fernsehen an. So dient diese Institution vor allem der wiederholten Selbstbestätigung der Gesellschaften und des DKR, dass ihr Weg richtig sei“ (S.165).

Ein eigenes Kapitel würdigt die Thematisierung des Holocaust in den von 1966 bis 1976 vom Deutschen Koordinierungsrat herausgegebenen Emuna-Heften. Braunwarth kommt zu einem Urteil, das exemplarisch stehen mag für die Umsetzung ihres Forschungsansatzes:

„Meist sind die Artikel tiefgründig. [...] Dennoch fällt auf, dass das [sic!] die Katastrophe der Judenvernichtung ganz dezidiert nicht im Vordergrund der Publikationen von Emuna stand, sondern die zu dieser Zeit lebendige jüdische Kultur, die jüdische Geschichte vor dem Holocaust und die Gedichte, Zeichnungen und politischen Ideale, die sich während und trotz der Verfolgung erhalten haben“ (S. 177).

Gemeinsamen gottesdienstlichen Feiern von Juden und Christen von 1810 bis zur Gegenwart widmet sich ebenso ein eigenständiges Kapitel wie dem gemeinsamen Beten von Juden und Christen überhaupt. Sie werden als Gemeinschaftsfeiern begriffen, die die intellektuelle Begegnung von Juden und Christen auf eine emotionale Ebene hin vertiefen.

Das Ergebnis der Dissertation, dass die Zusammenarbeit und gegenseitige Akzeptanz von Juden und Christen keine Gleichgültigkeit der eigenen Religion gegenüber bedeutet und dass die Veranstaltungen und Arbeitsformen der Vereine geprägt sind von den Bedürfnissen und Voraussetzungen einer gebildeten Mittelschicht, überrascht wenig: Jüdisch-christlicher Dialog in den Gesellschaften für jüdisch-christliche Zusammenarbeit ist die Begegnung älterer, gebildeter, zu Reflexion und kultureller Offenheit fähiger Menschen, die „heute eindeutigen Antisemitismus offen zur Sprache“ bringen, die jedoch die Auseinandersetzung mit der innerchristlichen „Janusköpfigkeit“ vermeiden (vgl. S. 267).

Die Veröffentlichung von Esther Braunwarth lässt den Leser mit vielen Fragen zurück – allerdings auch mit einem reichhaltigen Pool von biographischen Anmerkungen, religionshistorischen Fakten und Informationen zu Projekten im Umkreis der GcjZ. Der Satz von Martin Buber, den Braunwarth leitmotivisch verwendet, dass alles wirkliche Leben Begegnung sei, hilft diese Sammlung als Ausdruck eines beziehungsreichen und lebendigen Miteinanders von Juden und Christen der deutschen Gegenwart zu würdigen.

Heike Kellner-Rauch, Bamberg